uns die unbekümmerte Verallgemeinerung vorgefaßter Ansichten." Ebenso geißelt B. die Sucht Keyserlings, seine Bücher mit Anekdoten zu schmücken und mit Behauptungen zu prahlen, die nur ganz Naive glauben können. Ein klassisches Beispiel: „Er (Keyserling) behauptet, bei den deutschen Bühnen liefen im Jahre zwei Millionen Manuskripte ein. Berechnet, liebe Leser, erstens, wieviel durchschnittlich auf eine Bühne kämen, berechnet, wieviel deutsche Zeitgenossen Dramen schreiben müßten, wenn auch nur ein Zehntel dieser Zahl Wahrheit würde. (Ich habe als einer der Preisrichter für den Dramatikerpreis des Bühnenvolksbundes auf Grund der mir sehr vollständig vorliegenden Materialien eine ungefähre Schätzung versucht und bin zu dem Ergebnis gekommen, daß mit zweitausend, also mit dem tausendsten Teil der von Keyserling hinausgeschleuderten Summe, die jährliche Ernte an Theaterstücken bereits sehr hoch gegriffen wird.)"... — Daß sich B. besonders eingehend mit Keyserling beschäftigt, ist darin begründet, daß dieser mit seiner „Schule" eine typische Beleuchtung unserer zerklüfteten, im Geistigen gänzlich steuerlos gondelnden Gegenwart darstellt und er sich einer Berühmtheit erfreut, wie keiner der dilettierenden Geschichtsschreiber.

Im dritten Kapitel spricht B. über: „Flammende Zukunft." Hier befaßt sich unser Autor mit zwei Persönlichkeiten, die vor allem für die soziale Revolution, wie sie sich zunächst in ihrer ganzen Furchtbarkeit allerdings nur in Rußland ausgewirkt hat, in Betracht kommen: Trozkij und Isadora Duncan. In ergreifenden Zügen zeichnet er den Werdegang des Revolutionärs Trozkij. Wir erleben seine Jugend, begleiten ihn auf seinen Wanderungen, werden Zuschauer des religiösen Zersetzungsprozesses in seinem Innern. Alles, was sich später so furchtbar im Leben gestaltete, ist hier im Keime schon enthalten; im Geschicke dieses einen Mannes spiegelt sich die Revolution als solche; wir sehen mit Entsetzen, wie wenige Männer es braucht, um ein Volk zu revolutionieren, wenn diese Männer nur wie Trozkij durchglüht sind von einer Idee und ihnen rednerische und schriftstellerische Gewandtheit eigen ist, um diese Idee ins Volk zu tragen. Und welche Opfer bringen diese Leute? Wie können sie hungern, darben, wandern, Verfolgung leiden — wenn nur durch all dieses ihre Idee befruchtet wird und gedeiht! Daß eine solche bis zur Weißglut gesteigerte Begeisterung für eine Idee schließlich Siegerin bleibt über bloßes Herkommen, über äußerlich aufgeputzten Patriotismus, über eine lendenlahme Religiosität, über eine Gesellschaft voll innerer Leere — ist nicht zu verwundern. Wohl aber muß man sich darüber wundern, daß West-Europa und seine Lenker bis heute so wenig gelernt haben von der Art und Weise, wie Völker sozusagen im Handumdrehen auf neue Bahnen geführt werden! Aus den Ausführungen B.'s geht weiter hervor, wie jede Revolution schließlich ihre eigenen Wegbereiter wegschiebt, um neuen Strebern Platz zu schaffen.

Umstürzlerisch wie Trozkij auf sozialem, ist Isadora Duncan auf sittlichem Gebiete. Jener hat sein Leben und Streben gebeichtet im Buche: „Mein Leben", in dem wir die Seele und Seelenlosigkeit, die Triebkraft und die Schwäche des konsequentesten Umsturzes erforschen können. Aber auch die Schriften dieser unseligen Frau sind aus dem Geistesleben deutscher Zunge nicht wegzudenken. B. zeichnet ihren Lebensweg, enthüllt ihren Charakter, untersucht die Ursachen für dieses unersättliche Triebleben, nennt die Personen aus Kunst und Adel, die diesem Weibe, das so fanatisch wild an den Schranken der herrschenden Moral rüttelte, ins Netz gegangen. Die Tragik dieses Frauenschicksals liegt in den Worten: „Isadora Duncan, herangeblüht in einem ehrbaren Bürgerhause oder im Schloß des Aristokraten, wäre vielleicht nicht die hinreißende Künstlerin geworden, doch sie hätte in früh eingeschlürften sittlichen Grundsätzen die Bürgschaft der Selbstzucht und des Glücks gefunden, hätte unendliches Glück anderen aus reinem, opferbereitem Herzen bereitet, wäre die beste Gattin und die gesegnetste Mutter geworden. Indessen wuchs sie in der Treibhausluft der verderbten und verderbenden Industriestadt heran, lernte den Kampf um das notdürftige Dasein kennen und jede Schranke verlachen, flüchtete aus der Bedrängnis materieller Sorgen dorthin, wohin ihr die Sinne den Weg wiesen: in ein Paradies orgiastischer Wonnen." „Ein wüstes, ungezügeltes Triebleben verdammt die Duncan zur lächerlichen, zur widerwärtigen Rolle der sich aufdrängenden, verschmähten, alternden Kurtisane."

Im Lebenslaufe der genannten beiden Persönlichkeiten will B. „die Straße zeigen, die zum Verderben führt. Sie hebt an in einer Umwelt, der Sicherheit und Überlieferung verloren gegangen waren; sie lenkt die edelsten Instinkte einer liebesuchenden Frau und die machtvolle Kraft, die geniale schöpferische Begabung eines großen Mannes in die Irre, weil beide weder die Gemeinschaft, der sie aus innerer Überzeugung heraus dienen können, noch ein rechtes Verhältnis zu ihrer Epoche finden." Indes: Beide blieben doch auch noch „im Banne von Äußerlichkeiten der bürgerlichen, ja der aristokratischen Kultur früherer Epochen". Nun aber redet B. von zwei Männern, deren von ihnen selbst erzählte Vergangenheit das Warnungszeichen vor grauenvoll drohender Zukunft ist. Es sind Tureck und Max Hölz, die Söhne des deutschen Proletariats.

Wir erfahren aus den Büchern von Hölz, dem Führer, und Tureck, einem begabten Anhänger der Kommunisten, wie es in denen aussieht, von denen das Kampflied des Proletariats singt: „Es kommt der Tag der Freiheit und der Rache. Dann werden wir die Richter sein." B. fügt diesen Worten die Bemerkung an: „Bereiten wir uns auf unbarmherzige Richter vor!" Nachdem B. auch von diesen beiden ausführlicher gesprochen, Wesen und Ziel ihres Tuns charakterisiert, wagt er die Behauptung: „Siegte einmal für eine Weile, deren Dauer niemand voraussagen könnte, in Deutschland eine Revolution nach Art der russischen, dann hieße auch hier... der Endpunkt Stalin, zu deutsch Hölz und Tureck." An diese Proletarier-Charakteristik reiht B. die Analyse des Buches eines Landproletariers, „das zeigt, wo und wie die im guten Sinne konservativen Kräfte der Scholle wirksam werden". Es ist ein Buch, das bei einem Preisausschreiben der Universität Posen für die beste Selbstbiographie eines Proletariers den ersten Preis gewonnen hat. Sein Verfasser ist der polnische Arbeiter Jakob Wojciechowski. Den Unterschied zwischen ihm und den beiden Erstgenannten meißelt B. markig in folgenden Sätzen heraus: „Was hebt ihn über die Tierhaftigkeit der guten oder bösen, der amoralischen Bestie im Menschen? Der Glaube, dessen Tröstungen auch die ärmste Hütte bereichern, auch die dumpfste Seele läutern; der nie verleugnete Kindheitsglaube. Hölz und Tureck sind an dem Tage zu reißenden Wölfen geworden, . . . da sie mit dem Christentum Schluß gemacht haben." Dieser polnische Arbeiter aber hat nach Kampf und Not, doch im Vertrauen auf Gottes Fügungen, schließlich ein kleines Vermögen erworben, sich ein Häuschen gebaut und daran die Inschrift angebracht: „Weisheit, heilige Liebe mögen uns lenken; Stolz und Neid seien verflucht." Im Anschlusse an diese Worte findet B. jene Grundsätze, die zum Wiederaufbau unserer Generation allein helfen können, muß aber trauernd das Kapitel mit der Feststellung schließen: „Doch weil, von den Oberklassen begünstigt, ja verbreitet, der Geist der Weisheit und der heiligen Liebe verhöhnt und verpönt, von uns geflohen ist, entzündeten Stolz und Neid den Brand, den wir unter der Oberfläche glimmen sehen, den Brand der flammenden Zukunft." (Weiteres folgt.)

Beobachtungen und Bemerkungen.

Kardinal-Erzbischof M. v. Faulhaber: Bauer und Städter. Das religiös-sittliche Leben auf dem Lande.

In einer Ansprache an eine Männerversammlung in Holzkirchen entwickelte der Münchner Kirchenfürst u. a. die folgenden grundsätzlichen Gedanken: „Wenn man das religiös-sittliche Leben auf dem Lande in großen Strichen zeichnen will, darf man nicht übertreiben und nicht zu schwarz malen. Es wäre zu schwarz gemalt, wenn man sagt, das Glaubensleben auf dem Lande sei überhaupt nur äußeres Mitmachen, äußere Tünche, und mit der guten Sitte der Väter sei es längst vorbei. Gewiß, es liegen tiefe Schatten auf dem religiös-sittlichen Leben des Landvolkes. Sogar mit der heiligen Ordnung der Ehe, der kinderfreudigen und unauflöslichen Ehe, wird es in einzel-

nen Fällen nicht mehr so ernst genommen. Ehescheidung und Zivilehe, offener Gegensatz um Priester, Drohung mit Kirchenaustritt und andere Stadtsünden sind vereinzelt auch aufs Land gedrungen. Anderseits aber hat das religiös-sittliche Leben auf dem Lande auch noch lichte Seiten! In vielen Familien wird noch gemeinsam gebetet, in vielen Gemeinden sind Kirchenbesuch und Sakramentenempfang geordnet, selbst mit dem Opfer weiter Wege; in den meisten Gemeinden werden die Volksmissionen mit großem Eifer mitgemacht, und selbst der Gedanke der Exerzitien hat sich allmählich eingebürgert. Ich weiß von einem Burschenverein, dessen sämtliche Mitglieder Exerzitien gemacht haben. Ich weiß, wie rasch die Glocken nach dem Kriege nachgeschafft wurden, ich weiß, wie viel Berufe für den Priester- und Ordensstand vom Lande kommen, ich weiß, wie treu die Elternvereinigung für die katholische Bekenntnisschule sich einsetzt, und das alles sind doch lichte Seiten im Bilde.

Wenn Christus König ist, dann stehen wir in seinem Dienst und haben ihm zu folgen. Ob es schönes Wetter ist oder ob es regnet und stürmt wie heute, ob unser Volk im Sonnenschein der guten Tage oder in der Nacht des Unglücks wandert: ‚Sein ist der Tag, Sein ist die Nacht. Christus, König in Stadt und Land.‘ Gerade den Männern vom Lande ist Christus durch seine unsterblich schönen Gleichnisreden näher gekommen. Paß auf, hat er dem Säemann im landwirtschaftlichen Betrieb gesagt, wenn du in großem Schwung die Saatkörner über das frisch geackerte Erdreich wirfst, sollen nicht zuviel Saatkörner auf steinigen Boden oder in die Dornenhecke fallen oder von den Vögeln weggefressen werden. Einmal muß Christus einen faulen Knecht betrachtet haben, der mit dem Pflug die erste Furche zog, bald aber Halt machte und sich auf den Pflug setzte und in den blauen Himmel hineinträumte. Damals hat Christus seinen Jüngern gesagt: ‚Wer die Hand an den Pflug legt und umschaut, ist meiner nicht wert.‘

Die Städter, die von einer Wohnung in die andere ziehen, haben kaum eine Vorstellung davon, wie stark der Bauer mit der Scholle und mit dem Gutshof seiner Väter verwachsen ist, wie himmelschreiend er es empfindet, wenn ein Familienbesitz nach dem andern unter dem Druck der Not, vielleicht auch durch leichtfertiges Unterschreiben von Wechseln in fremde Hände übergeht. Der deutsche Bauer ist nicht so wanderlustig wie der amerikanische Farmer, der ohne Bedenken seine Farm verkauft und zwanzig Meilen weiter wandert, wenn er dort besseren Boden gefunden zu haben glaubt. Diese Verbundenheit mit der Scholle schließt in sich auch die Verbundenheit mit dem Glauben und der guten Sitte der Väter. Aus dieser Verbundenheit werden wir den vielen Agenten, die heute um die Gunst der Bauernschaft werben, die Frage vorlegen, wie sie sich zum Eigentumsrecht auf Grund und Boden stellen, ob sie nach bolschewistischen Rezepten die ganze Landwirtschaft industrialisieren oder sonstwie Freiheit und Privateigentum des Bauernstandes untergraben wollen. Christus, König in Stadt und Land. ‚Sein ist das Meer‘, das ewig flutende, bewegliche Leben der Stadt, ‚und Seine Hände haben das Land gegründet‘, das ruhigere, seßhaftere Leben auf dem Lande.

Die Verbindung mit der Stadt, besonders durch die neuzeitlichen Verkehrsmittel, hat an der alten Einfachheit des Landvolkes große Abstriche gemacht und die wilde Vergnügungssucht mit ihren großen Ausgaben auf das Dorf hinausgetragen. Gewiß kommt es auch dem Land zugute, wenn der Autos wegen die Straßen in besseren Stand gesetzt werden, wenn durch die Autopostlinien die Bevölkerung des Dorfes mehr als früher an großen Versammlungen und zur beruflichen Fortbildung an landwirtschaftlichen Winterschulen teilnehmen kann, wenn sie durch den Rundfunk über den Stand der Marktpreise, besonders die furchtbare Spannung zwischen den tiefen Preisen der landwirtschaftlichen Erzeugnisse und den hohen Preisen der fertigen Industrieware, unterrichtet wird. Es wäre aber ein Mißwachs, wenn durch Übernahme aller städtischen Lebensformen der dörfliche Charakter und die Einfachheit der Lebensweise vernichtet würden, während umgekehrt die Überkultur der Stadt zur Einfachheit des Lebens zurückgerufen werden müßte. Auch die Fortschritte der Technik, besonders die Versorgung mit Maschinen, kommen dem Landwirt zugute, nur dürfen seine stark persönlichen Beziehungen zur Scholle darüber nicht verrosten und der Mensch nicht selber zur Maschine werden.

Christus ist König in Stadt und Land, auch wenn er seine Hand ausstreckt und von dem, was die Ernte des Jahres und der landwirtschaftliche Betrieb ergeben, einen Opferzehnt für die Armen in der Stadt sammelt. Die Landwirtschaft ist und bleibt die Brotmutter der Volksgemeinschaft. Es hat einen tiefen Sinn, wenn bei der Fronleichnamsprozession auch die in der Stadt die gleichen Gebete um Gedeihen der Feldfrüchte verrichten und so an das solidarische Verbundensein mit denen auf dem Lande erinnert werden. Der Bauernstand will mit den anderen Ständen der Volksgemeinschaft, mit dem Arbeiterstand, dem Handwerkerstand, dem Beamtenstand, den freien Berufen in Frieden leben. Wir begrüßen es, daß der Arbeiterstand gesellschaftlich aufrückte, wir verlangen aber auch, daß der Bauernstand nicht gesellschaftlich herabgedrückt werde. Wir freuen uns, wenn wieder eine größere Zahl von Arbeitslosen Arbeit findet. Es kann aber auch eine Staatsverwaltung, die in ausgleichender Gerechtigkeit und auf weite Sicht für alle Stände der Volksgemeinschaft sorgt, den arbeitslosen Arbeitern nicht auf Kosten des Bauernstandes Arbeit schaffen. Es darf also nicht durch Industrieverträge mit Rußland dieser Feind selbständiger Bauernschaft durch Lieferung von landwirtschaftlichen Maschinen in den Stand gesetzt werden, in den nächsten Jahren ganz Europa mit billigerem Weizen zu überschwemmen und so unseren Bauernstand zugrunde zu richten.

Bevor die Städter mit dem großen Bettelsack für die Winternot die Dörfer abstreifen, erheben wir noch eine zweite Forderung: In den Theaterstücken der Stadt, auch in den Volksstücken des Rundfunks, darf der Bauer nicht mehr als Spottfigur der Dummheit und Unbeholfenheit, der Verschmitztheit und Abergläubigkeit erscheinen. Zur Zeit geht wieder ein Stück über die Bühne mit dem Titel ‚Rauhnacht‘, worin ein Bauer als Lustmörder und sittliches Scheusal auftritt, obwohl seine Bauernstube mit Heiligenbildern überladen ist. Da gibt es keine Schlechtigkeit, die auf der Bühne dem Bauern nicht angedichtet wird, gibt es aber auch keine kirchliche Einrichtung und Andacht, die nicht in den Staub gezogen wird. Mönchtum und klösterliche Erziehung, der christliche Gruß und die Jungfrauenkrone der Gottesmutter, Papsttum und Kommunion, Ablaßlehre und Wallfahrten, alles wird vor diesem Theaterpublikum in den Schmutz gezogen. Christus, der König, hat befohlen, man solle das Heilige nicht den Hunden preisgeben und die Perlen nicht vor die Schweine werfen. ‚Der Bauer ist kein Spielzeug, da sei uns Gott davor.‘ Wir wollen helfen in der Winternot der Städte, wir wollen aber auch auftreten und verlangen, daß diese Zerrbilder des Bauern und seines angestammten katholischen Wesens von den Bühnen verschwinden.“

Pfarrer Emil Fiedler: Priester und Proletariat.

Im Oktoberheft der Zeitschrift „Vom frohen Leben“ (Verlag der „Scholle“, Berlin) fanden sich die folgenden Gedanken des bekannten Schriftstellers und Priesters Emil Fiedler: „Das Wort ‚Vertrauenskrise‘, das sich sämtliche Großkapitalisten der ganzen Welt in den letzten Monaten angeeignet haben, um höhere Prozente für Staatsanleihen und sonstige Geldgeschäfte zu erzielen, bezeichnet im Verhältnis zwischen Priester und Proletariat den tiefen Abgrund, der überbrückt werden muß. Überbrücken ist sogar zu wenig. Brücken können einstürzen oder gesprengt werden. Der Abgrund muß verschwinden, muß ausgefüllt, mit festem Material zugeschüttet werden. Das Ausfüllen dieses Abgrundes — mangelndes Vertrauen genannt — fällt uns Priestern zu. Wir haben das Vertrauen der Proletarier zu erobern. Wir können in dem Falle vollkommen davon absehen, zu erörtern, wie weit wir selber daran schuld sind, daß das Vertrauen schwand. Wir, die Priester des Reiches Gottes. Auch wenn wir ganz unschuldig wären und unsere Hände zehnmal von jeder Verantwortung für den Massenabfall Zehntausender von Armen reinwaschen könnten, bliebe uns die undispensierbare Pflicht, zu suchen, was verloren ging. Allen alles zu werden. Wir sind die Suchenden, die ausgesandten Boten Gottes.

Es gibt eine ganze Reihe von Büchern, welche nur zu dem Zweck geschrieben worden sind, um dem vielleicht aus kleinen Verhältnissen und bäuerlicher und sonstiger Umgebung kommenden Priesterkandidaten einen gewissen gesellschaftlichen Schliff zu geben. Eine dem ‚Akademiker‘ würdige äußere Politur. Dagegen ist nichts zu sagen. Gehört auch irgendwie zu dem Allen-alles-werden. Ich vermisse nur die Bücher, die dem Priester den ‚proletarischen Schliff‘ beibringen. Damit sein Benehmen bei den Proletariern nicht anstößt. Damit er unter Proletariern wie ein Proletarier reden und auftreten kann. Es würde doch wenigstens ebensosehr zu dem Allen-alles-werden gehören. Freilich dreht es sich dann dabei weniger um die Handhabung von Messer und Gabel, um das rasierte Gesicht und die geputzten Schuhe, als um das mit ganzer Seele und mit warmem, menschlichem Herzen verstandene ‚Misereor super turbam: Mich erbarmt des Volkes‘. Dreht sich nicht darum, wie man in Gesellschaft gebildeter Menschen schicklich lacht, sondern um das ‚Weinen mit den Weinenden‘, um das Zürnen mit den Entrechteten, um ein so ehrliches Einfühlen in die Lage getretener Menschen, um ein so vollkommenes Bruderbewußtsein, daß wir uns selbst getreten fühlen. ‚Allen bin ich alles geworden‘, den Proletariern ein Proletarier. Ist es wirklich erst notwendig, daß man uns zwangsweise zu Bettlern macht, um zu verstehen, daß Hunger bis zum Wahnsinn in den Gedärmen wühlen kann und daß das Wandern mit zerrissenen Schuhen durch Schnee und Winterkälte eine solche Qual ist, daß man ganze Schuhe und ganze Socken als ein Königreich betrachtet? Probieren, probieren, liebe Freunde! Nur einen Tag die Schneewanderung mit zerrissenen